

**Kardinal Reinhard Marx, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz:
Predigt beim Pontifikalamt zum Abschluss des Dialogprozesses der Deutschen
Bischofskonferenz¹
12. September 2015 in Würzburg**

Schrifttexte: Röm 10,9-18; Joh 17,61.11b.17-23

„Zu neuen Ufern!“ Wir feiern den Abschluss des Dialogprozesses der Deutschen Bischofskonferenz. Dankbar schauen wir zurück auf einen Weg, den wir als Kirche gemeinsam gegangen sind. Wir tun das hier in Würzburg an jenem Ort, an dem vor 40 Jahren die Würzburger Synode endete. Wir schauen zurück auf den Dialogprozess, der sich entlang des Konzilsjubiläums entwickelte.

Was könnten wir über die letzten 50 Jahre sagen? Wir schauen zuerst gerne in Statistiken. Als Menschen der modernen Welt schauen wir auf das, was man prüfen und sehen und fassen kann. Das ist natürlich nicht immer ermutigend, wenn wir die Zeit vor 50 Jahren anschauen und die Zeit vor 40 Jahren. Das betrifft alle Zahlen des kirchlichen Lebens, soweit sie fassbar sind. Denn in die Herzen der Menschen, in das was in ihren Köpfen vorgeht, können wir nicht hineinschauen. Und da ist es durchaus so, dass wir sagen müssen, dass an den äußeren Zahlen gemessen die Praxis des Glaubens schwächer geworden ist. Das gilt auch für andere Zahlen – ich denke an die Kirchenbesucher, unsere Mitgliedszahlen, die Priesteramtskandidaten. Wir wären also schon versucht, diese 50 Jahre nicht so zu feiern, dass wir in einen einzigen Jubelton ausbrechen und auch nicht die 40 Jahre nach der Synode. Das würde uns niemand abnehmen.

Und doch, liebe Schwestern und Brüder, sind wir hier und feiern. Wir sind froh darüber, dass das Konzil stattgefunden hat, dass die Synode in Würzburg ihren Ort hatte, dass uns deren Texte weiter begleiten. Wie bekommen wir diese beiden Dinge zusammen? Den Rückblick in Freude und Zuversicht und die realistische Erkenntnis, dass wir doch in einer anderen, sagen wir verbesserten Situation sind. Ich glaube, wir sind noch auf dem Weg. Der Umbruch, der im Konzil sichtbar wurde und auf der Synode - er ist noch nicht verarbeitet. Die moderne Welt, in die wir hineingestellt sind, die Welt der Freiheit, weiß selber noch nicht, wie sie ihre

¹ Die frei gehaltene Predigt wurde für die Veröffentlichung nur geringfügig sprachlich bearbeitet.

Zukunft gestalten wird. Wir wissen nur eins: Diese Kultur der Freiheit, des Pluralismus, der offenen Gesellschaft wird nicht vergehen. Aber wir müssen in dieser Welt präsent sein als Kirche und an Veränderungen mitwirken. Es ist unser Auftrag, in dieser Kultur der Freiheit das Evangelium in ganz neuer Weise zu verkünden. Das ist beim Konzil schon deutlich geworden. Wenn Sie die Texte lesen, besonderes den Text *Gaudium et spes* – die Konstitution über die Kirche in der Welt von heute -, dann wird dieser Auftrag deutlich. Oder wenn Sie den großartigen Text lesen, der hier in Würzburg verabschiedet wurde: *Unsere Hoffnung*. Wer von uns könnte sagen, wenn er diese Texte des Konzils und der Synode liest, das sei schon Realität? Da sind wir auf dem Weg. Und deswegen brauchen wir auch einen solchen Prozess wie den, den wir hinter uns haben, einen Prozess des Gesprächs, der Vergewisserung. Denn eine Kultur der Freiheit verführt auch dazu, sich einzuengen in die kleine Welt, sich zurückzuziehen. Das wird zu einer Form des kirchlichen Lebens, die nicht mehr wagt, sich der Kommunikation mit der Welt, in die wir hineingesandt sind, mutig zu stellen.

Das Christentum war aber nie eine Nischenreligion, sondern wollte immer Aufklärung sein. So hat es Papst Benedikt XVI. in seinen Vorträgen als Professor und Kardinal gelegentlich gesagt: Das Christentum ist vernunftgeleitete Aufklärung. Wir müssen uns anstrengen, auf der Höhe der Zeit das Evangelium in die Gegenwart hineinzubringen, in einer kritischen aber auch (so sagen wir heute) empathischen Zeitgenossenschaft.

Liebe Schwestern und Brüder, dann sind die Zahlen, die rein statistisch fassbar sind, nicht die ganze Wirklichkeit der Kirche. Wenn ich meine alte soziologische Kompetenz wieder wachrufen würde, müsste ich sogar sagen: Eigentlich bin ich erstaunt, dass es noch so viele sind. Wenn ich die moderne Welt mit all ihren Herausforderungen anschau, die kulturelle Vielfalt, darf ich, wenn ich mich jetzt einmal hineinversetze in jemanden, der mit Kirche überhaupt nichts zu tun hätte, ehrlich feststellen: Erstaunlich, dass so viele Leute Sonntag für Sonntag, Samstag für Samstag und auch bewusst dabei sind. Die ressourcenorientierte Pastoral, von der auch in unseren Tagen die Rede war, ist auch für mich immer wieder ein ermutigendes Signal, dass wir nicht immer vom Mangel ausgehen. Darum bitte ich auch nach diesen Jahren, und ich bitte Sie alle in Ihren Pfarreien und Ihren Verbänden und Ihren Institutionen: Gehen wir nicht von dem aus, was nicht mehr da ist und sagen, da möchten wir wieder hin. Wie soll das gelingen? Gehen wir von dem aus, was uns der liebe Gott schenkt: an Menschen, an Charismen, an Personen, an Ideen, an Kraft, an Bereitschaft, und schauen wir nicht aufeinander und halten uns die Mängel des anderen vor.

Liebe Schwestern und Brüder! Dann können wir hoffentlich zu einer kritischen Zeitgenossenschaft finden. Die Kirche darf sich nicht anpassen an den Zeitgeist, was immer das sein mag. Sie muss die Zeichen der Zeit lesen im Licht des Evangeliums. Wie kann sie das tun in jener Umbruchszeit, in der wir uns befinden? Sie schaut auf Christus. Wir haben es in der Lesung gehört. Wer Christus bekennt, mit ihm zusammen, können wir in die Welt hineinschauen, um zu erkennen was der Welt dient, was sie wirklich befreit, was sie erlöst.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch ein Wort zur Weitergabe des Glaubens sagen. Dieser Aspekt war ja zentral in der Synode wie auch in unserem Prozess der letzten Jahre. Geht das überhaupt: Kann man den Glauben weitergeben? Papst Franziskus hat in seinem Text *Evangelii gaudium* und Papst Paul VI. hat in einer Schrift *Evangelii nuntiandi* sehr deutlich gemacht, dass es besser ist, den Begriff des Evangeliums zu wählen. Deswegen sprechen wir ja auch besser von Evangelisierung als von Weitergabe des Glaubens. Der Glaube ist ein sehr einzigartiger individueller Akt, den niemand ohne die Gnade Gottes geschenkt bekommt. Aber evangelisieren bedeutet: auf Christus schauen, ihn in die Mitte stellen.

In dem großen Papier *Unsere Hoffnung* und in der Würzburger Synode steht das Wort, das in den letzten Jahren leider etwas in den Hintergrund getreten ist. Im Wesentlichen geht es um Nachfolge. Mit ihm, Christus, zusammen zu sein, seine Worte und seine Beispiele zu leben, ohne den anderen schon als Bekehrungsobjekt vor mir zu sehen. Evangelisierung bedeutet mehr. Evangelisierung bedeutet hineingehen in die Gestalt Christi, so wie er es im Johannesevangelium sagt: Eins sein mit ihm und von ihm verwandelt werden, so dass wir dann in der Nachfolge jeder auf seine Weise oder auf ihre Weise das Evangelium bezeugt. Nicht weitergeben, nicht jemanden überreden zu irgendetwas, sondern lebendiges Zeugnis sein. Das ist eine andere Welt als die, in der in traditioneller Weise der Glaube in geschlossenen Gesellschaften wie selbstverständlich von einer Generation zur anderen ging.

Diese Herausforderung anzunehmen, ist eine ganz wichtige Aufgabe der Jahre, die hinter uns liegen und die vor uns liegen. Dazu sind die Texte der Synode und des Konzils wesentliches Fundament, ja eine große Hilfe. Gott sei Dank haben wir diese Orientierung, die wir immer wieder neu lesen, erkennen, aufgreifen, vertiefen müssen. An diesem Punkt wird das deutlich.

In dem Text steht auch etwas Wichtiges, das ich noch abschließend mit auf den Weg geben will für die Zukunft: Der Preis der Orthodoxie ist die Verbindung mit den Leidenden, so heißt es in dem Text. Rechtgläubigkeit zeigt sich besonders daran, wie wir mit den Schwachen, den Armen und den Leidenden umgehen. Nicht der Glaube, der formal aufgesagt wird, ist orthodox, sondern der, der gelebt wird. Das, liebe Schwestern und Brüder, können Sie in den wunderbaren Texten nachlesen! Wie wichtig wird das jetzt gerade in diesen Tagen, wo wir die große Herausforderung der Flüchtlinge vor uns sehen, und wie dankbar bin ich, dass viele Gemeinden das begriffen haben. Wie auf einmal die Gemeinden nicht mehr um sich selber kreisen - die Pfarreien, die Gemeinschaften, die Orden –, sondern wie sie selbst in Bewegung kommen, und die Welt erkennt, was Christen sind, damit die Welt glaubt, dass wir von Christus gesandt sind.

Letztlich geht es um Heiligung in der Wahrheit. Wenn wir jeden Tag beten „dein Name werde geheiligt“, erklärt sich das von selbst. Gott heiligt seinen Namen dadurch, dass er sein Programm durchsetzt, dass sein Name des Rettens, des Befreiens, des Erbarmens Wirklichkeit wird und dem schließen wir uns an. Heiligung in der Wahrheit heißt mit Christus zusammen zu sein, mit ihm gemeinschaftlich leben, besonders in der Feier der Eucharistie und dem Blick auf die Leidenden. Deswegen ist die österliche Botschaft die Mitte unseres Bekenntnisses und der Grund unserer Hoffnung.

Liebe Schwestern und Brüder, wir gehen auch nach 50 und 40 Jahren voller Zuversicht in die Zukunft. Ich jedenfalls. Wir haben eine Botschaft, die niemand sonst in diese freie, offene, suchende Gesellschaft einbringen kann. Die Botschaft vom unzerstörbaren Leben, so wie wir es in der ersten Lesung gehört haben. Von der Auferstehung, von der Gerechtigkeit, auch für die Opfer der Geschichte. Wie wichtig ist es, an dieses unzerstörbare Leben zu glauben, das einen Namen trägt. Die Wahrheit, die wir verkünden, ist kein Buch. Die Wahrheit, die wir verkünden, ist eine Person, die das Leben ist. Das zu bezeugen macht große Freude und ist eine große Quelle der Hoffnung. Hier an dieser Stelle vor 40 Jahren wurde das Papier *Unsere Hoffnung* verabschiedet, und wir sollten die Ermutigung aufgreifen heute nach dem fünfjährigen Prozess, der weitergehen wird. Wir sollen nicht die Hoffnungslosigkeit der Welt durch Religion verdoppeln, sondern sollen ihr das Zeugnis der Hoffnung, lebendiger Hoffnung, geben. Und dazu war der Weg, den wir gegangen sind - so empfinde ich es - eine Ermutigung. Amen.